

Noémi Kiss

Was geschah, während wir schliefen

Erzählungen

Aus dem Ungarischen von Agnes Relle



Matthes & Seitz Berlin

Gibt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verräterisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefährvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden – gibt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich, wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden . . . E. T. A. Hoffmann

Trans

Abwege

eins

Ein tragisches Reiseerlebnis.

Berlin, die Bar *Ex und Pop*: Hier beginnt meine Geschichte. Ich hatte alles erledigt: Zimmerreservierung, Telefonate, Bank, Reiseführer, Einkauf, die ersten Notizen für mein Manuskript, hatte Stadtpläne besorgt, Wegbeschreibungen überprüft. Jetzt wollte ich nur noch einen ruhigen Abend. Also zog ich los in die Nacht. Einfach abhängen, bisschen was trinken, fertig. Ich rief einen Freund in Berlin an. Er hatte keine Zeit, aber ein Freund von ihm würde mitkommen. Den hatte ich noch nie gesehen. Wir verabredeten uns Ecke Bergmannstraße/Mehringdamm in Kreuzberg in einer Schwulenbar, fürs Erste, dann würden wir sehen, ob wir Lust hätten, weiterzuziehen.

Der Freund meines Freundes: H.

H. ist groß, blond, zwischen dreißig und vierzig (über ihn kann man kaum etwas Konkretes schreiben), aber nicht uninteressant, ich weiß bis heute nicht, wie alt er genau ist, wir hatten kaum Zeit, über uns zu reden, trotzdem verbindet uns viel seit dieser ersten Begegnung. H. fällt auf, schmal, mit Brille, man kann sagen, er ist attraktiv, in dieser Bar war das jedenfalls nicht zu übersehen. Natürlich ist das nicht wichtig, über ihn will ich auch gar nicht reden, sondern: Anfangs war mir noch nicht klar, dass das, was ich für ein paar lockere Stunden am Abend hielt, harte Arbeit ist, und was ich den ganzen Tag über als Arbeit betrachtet hatte, seinen Sinn verlieren würde, jedenfalls im Vergleich dazu, was mit uns geschehen sollte. Arbeit ist eine

echte deutsche Tugend, sogar Vergnügen ist hier Arbeit, sagte H. im Spaß, eine anstrengende, schweißtreibende, schwüle Angelegenheit, denn du musst Kontakte knüpfen, jemanden aufreißen, und dabei musst du dich preisgeben, aber meistens bereust du jeden, den du in einer dieser Bars aufgeschnappt hast. Arbeit ist lebenswichtig, ja, aber ich finde, mit Freiheit hat das nichts zu tun, und auch nicht mit Spaß, antwortete ich. Wir redeten aneinander vorbei. Ich erinnere mich, schon da begannen wir, uns voneinander zu entfernen. Die eigentliche Aufgabe wird für mich darin bestehen (und auch das ist Arbeit): Werde ich mich in andere hineinversetzen können? Werde ich die mit H. verbrachte Nacht festhalten, die Ereignisse so aufschreiben können, dass ich Wort für Wort wiedergebe, was mit uns geschehen ist?

H. war mir auf Anhieb sympathisch und wir vertieften uns in ein langes Gespräch. Redeten über diese Stadt, in der wir beide nur ein paar Monate leben würden. Nach ein paar Bieren, nein, nach viel, schrecklich viel Hochprozentigem kam H. mit einem Vorschlag. Jetzt, so gegen zwei Uhr nachts, wollte er mir eine andere Bar zeigen. Auch er war noch nie dort gewesen, aber irgendwo hatte er darüber gelesen, ja er hatte ein Lied komponiert und den Namen der Bar sogar im Text erwähnt, ohne sie gesehen zu haben, ohne zu wissen, wie sie aussah. H. ist Musiker. Die Bar sieht natürlich nach nichts aus, wie sich später herausstellen wird, sie ist so ein unsichtbarer Ort, es gibt hier nichts Besonderes zu sehen, aber das wussten wir jetzt noch nicht, wir gingen ja gerade erst los. Ich hatte nichts dagegen, wollte auch keine Zeit verschwenden, die Ereignisse begannen sich zu beschleunigen, wir hatten genug Flüssiges getankt und gingen zu Fuß im Schatten der alten Brücken Richtung Yorckstraße; zwischen altmodischen, gewaltigen Eisenkonstruktionen und politischen Graffiti wanderten wir über eine Dreiviertelstunde lang, und als ich schon dachte, der Weg in meinem

Kopf sei nie zu Ende, waren wir endlich da. Aber greifen wir nicht voraus.

Der Gehweg, auf dem wir laufen, ist ein langer Streifen in die Unendlichkeit. Es lohnt sich nicht, von ihm nach rechts oder links zu blicken, man sieht sowieso nur Rohre, Eisenteile, zwei hohe Mauern begleiten uns. Der Weg verliert sich nicht in die Unendlichkeit, immer stößt unser Blick gegen eine Wand. Ich kenne keinen Weg, der stärker an Einsamkeit denken ließe. Dabei lassen die meisten Wege an Einsamkeit denken, aber das hier war nicht nur ein Vergleich, sondern echt. Es erinnerte an die Wirklichkeit, an das wirkliche Alleinsein.

Wir bewegen uns auf einem starren, harten, langweiligen Weg aus Stahl vorwärts. Kein Wunder, dass H. von Depressionen redet, von Symptomen, die er bei seinen Freunden beobachtet hat, und die er nun auch an sich selbst wahrzunehmen beginnt, besonders jetzt, seit er in dieser riesigen Stadt lebt und auf die vierzig zugeht (aber noch immer hat er nicht verraten, wie alt er genau ist). Wie wenn jeden Morgen der Tod sich seinem Bett nähern, unter sein Kissen greifen würde, und er hat dann das Gefühl, von unten geschlagen zu werden – ein anderer, ein Fremder, der Tod; er schlägt auf mein Gesicht ein, auf meine Wangen, sagt H., fast jeden Morgen, und wenn ich aufstehen will, zieht er mich auf das Kissen zurück; er könne nicht aufstehen, beklagt sich H. unter den Brücken, er habe Angst vor dem Tod, nicht ernsthaft, eher tragisch, nur wegen der Zufälle, denn er werde zufällig sterben, das flüstere ihm der Tod zu. Quatsch, das ist sicher wegen dem vielen Stoff, den er sich mehrmals am Tag reinzieht; er soll weniger rauchen, gebe ich ihm den dummen Rat, er soll nicht so viel lesen, nicht ständig auf Reisen gehen, nicht dauernd andere beobachten; auf der Welt ist schon alles in Ordnung, wenn man keine Panik macht, er soll lieber etwas tun, sich mit etwas beschäftigen, wen aufreißen. Als wollte ich ihm nicht zeigen,

dass auch mich jeden Morgen der Tod ruft, nur sterbe am Ende nicht ich, immer sind es andere, die sterben. H. redet weiter, redet und redet, auf dem ganzen Weg von Kreuzberg nach Schöneberg. Die Brücken ziehen die Grenzen zwischen den Bezirken, aber es gibt keinen weiteren Weg, es geht nur so, keine einzige Kreuzung, nichts hätte uns vom Weg abbringen können. An der nächsten Ecke bogen wir einfach rechts ein und gingen die Potsdamer Straße weiter. Wir sind da. Wir treten ein.

zwei

Von außen ist der Eingang zur Bar eine nüchterne, weiße Stahltür. Dahinter – wenn wir lange genug im Inneren geblieben, wenn wir nicht gleich davongelaufen sind wegen der Gerüche, des düsteren Lichts, wegen der benebelten, furchtbaren Gesichter, wegen des lüsternen Lächelns der Frauen – kann es sein, dass wir hier zehn, zwölf Stunden verbringen, ohne zu bemerken, wie die Zeit vergeht, jetzt, gleich am Eingang, tut sich vor unseren Füßen die Hölle selbst auf. Hier stehen wir also.

Wir befinden uns am Rande eines Abgrunds. In der Fantasie stehen wir an einem Flussufer, in der Fantasie heißt der Fluss Styx, sein Wasser ist tödliches Gift.

In diesem Loch, in dieser langen Röhre gibt es keine Möbel, wir schauen uns um. Alles ist schwarz, es gibt keine Farben, keine Luft, nur ein paar Barhocker mit rotem Plüschbezug und eine Bühne, auf der noch nie jemand aufgetreten ist. Nirgends sieht man Leute zusammen, jeder ist allein, keiner ist hier um sich zu unterhalten, eigentlich ist keiner freiwillig gekommen. Wir sehen fast nichts. Jeder sitzt in sich gekehrt, zählt sich seine Sünden auf, schaut nach innen, nicht nach außen, keiner bemerkt, wenn du zum ersten Mal in deinem Leben diesen höl-

lischen Raum betrittst. Die Luft riecht merkwürdig. Dichter Äther wabert. Die Tür öffnet sich. Du trittst ein, und manche Geheimnisse geraten sichtlich in Bewegung, vielleicht erschrecken sie vor dem unbekanntem Passanten.

Ein Ort tut sich auf, wie wir ihn noch nie gesehen haben, so einer, wie der im Wald, vor dem die Kinder im Traum immer Angst haben. Drinnen ist die Einsamkeit dicht, die Kälte unbeschreiblich, trotzdem beschreibe ich sie: Sie umgibt alle, die auf den Barhockern sitzen, und auf der Bank, die sich die Wand entlangzieht, sie lenkt und sie bewegt die Fäden. Die eisige Kälte ist eine merkwürdige Art von Luft, eigentlich Sauerstoffmangel, der Mangel an Luft in der Luft. Keiner atmet sie gerne in sein Herz, so eisig ist diese Kälte. Dann wird plötzlich jeder sichtbar. Wir sehen, wer sich hierher verirrt, wir sehen ihn aus nächster Nähe, denn es ist eng hier. Vermutlich kommen sie, weil sie allein sind und auch allein bleiben wollen: allein, allein, allein.

Plötzlich lässt die Einsamkeit jeden auftauen: Zunächst sind alle anders, doch die von jedem mitgebrachte Einsamkeit adiert sich, die Summe bringt das Eis zum Schmelzen. Am Anfang, beim Ankommen, verstehe ich nicht, warum sie uns so komisch ansehen. Dann wird mir klar, sie haben uns für ein Paar gehalten; erst als H. wie auch ich die Nacht jeweils alleine fortsetzen, jeder sich einzeln in der Röhre bewegt, an den Tresen setzt, alleine trinkt, H. Wodka, ich Cocktails, als wir lange einzeln dasitzen, unabhängig von einander, weiß jeder, wir gehören hierher. Wir sind im Inneren, schmiegen uns an die Möbel: Endlich sind wir im Loch, einkassiert, Punkt.

Was ich sehe, klingt so, in der Beschreibung, langweilig, im Leben ist es viel spannender: Ich sehe Menschen um mich herum. Es gibt nur Körper, zwischen ihnen ist nichts, das Zusammensein ist bloße Befriedigung, es gibt keine Verpflichtungen, keine Er-

wartungen, keine Liebe, keine bleibenden Beziehungen. Es gibt nur Körperkontakt, Sex, Drogen, in jeder Form und Menge, das Geschlecht ist egal, mit Typen, als hättest du sie auf der Straße aufgehabelt. Und doch ein bisschen anders als draußen. Hier drin ist eine Kreuzung, aber kein Weg weiter: nur nackte Offenheit in den Herzen. Du rauchst, drückst, was du willst. Du kannst dir nehmen, was dein Auge begehrt, aber dein Körper noch nicht. Ich gehe nach hinten zur Toilette, etwas stört mich, ich weiß noch nicht was. Da war ein komischer, beißender Geruch, erzähle ich danach H., aber offensichtlich interessiert ihn das nicht, er ist viel zu relaxed, um sich mit mir zu unterhalten. Was spürst du, fragt er später, denn er spürt nichts, darauf kommt es hier an, verstehst du. Ich habe gerade eben etwas gespürt, du aber lässt es mich nicht erzählen.

Im hinteren Raum, in einer Toilette, hinter den eingetretenen Türen mit den Löchern kann man Sex haben. Das merke ich erst später, als mich ein Araber nach hinten bringt und gegen die Pissoirs nach vorne drückt, ohne Gummi. Ich erzähle H., was mit dem Araber passiert ist, dass er Kokain hervorgekramt hat, erst rollte er eine Banknote zusammen, er schaffte es aber nicht, dann nahm er einen neuen Zehn-Euro-Schein, seine Hände zitterten, nicht wegen mir, sondern weil er schon lange wollte, egal mit wem, mit irgendwem, denn er stand ihm schon den ganzen Nachmittag, er wollte ficken, den ganzen Tag. Mit der einen Hand fabrizierte er ein neues Röhrchen, mit der anderen griff er nach meinem Arsch, worauf ich schnell auswich, ich habe dich noch nie hier gesehen, flüsterte er und leckte mir ins Ohr, dann versuchte er es wieder, drängte mich Richtung Wand, wühlte in meiner Hose, suchte nach einem Loch, in das er konnte, presste mich gegen die Wand, er kann nicht einfach so ficken, ich soll es glauben, er macht es mit Stil, ich schaute mich um und überlegte, wie man es in einem heruntergekommenen, schmieri-

gen, voll gekotzten Klo mit Stil machen kann, aber der Araber schaffte es, er atmete tief, und auch ich atmete, nahm das Geschenk von ihm an, ich griff nach dem Riegel, denn ich wollte ihn stehen lassen, als ich wieder Luft bekam, ich steige aus, dachte ich, aber er ließ mich nicht, er schob den Riegel zurück, du hast dich also einem Scheißkerl hingegeben, sagt H. und wendet sich enttäuscht von mir ab, aber ich rede weiter, als würde jemand zuhören, wir schwankten, erzähle ich, er presste, immer stärker und heftiger, brachte triftige Gründe an, redete die ganze Zeit, ohne Pause, plötzlich merkte ich, dass ich gar nicht flüchten wollte, ich stellte mir vor, wie es mit ihm sein könnte, aber das ging nicht, denn ich dachte an einen anderen, an jemand, ja, ich glaube, ich dachte an einen früheren Geliebten, als er von hinten in mich kam, und es war genauso gut wie damals, der Araber war genauso feucht, näherte sich ein bisschen ungeschickt und umständlich, redete viel, predigte von der Seele und kam dann schnell. Ich legte die letzten Tropfen des Ekels ab, ja, auch diesem Scheißkerl habe ich meine Jungfräulichkeit hingegeben, sage ich, aber H. achtet nicht mehr auf mich, Sex interessiert ihn nicht, wenn man darüber spricht, vielleicht hat er sich deswegen von mir abgewandt.

Eines ist in der Hölle tabu, der Ort hat nämlich Tote. Jeder spricht mit jedem, du erfährst dabei aber nie über jemanden etwas Besonderes, es gibt keine Geschichten, alles ist nur ein großes Durcheinander, die einzelnen Begebenheiten der Vergangenheit hören hier auf zu existieren, keinen interessiert, was du erlebt hast, hier hat jeder in gleicher Weise Schuld, denn jeder wurde schon einmal betrogen, bestohlen, ausgezogen, verraten, kastriert und verlacht. Unangenehmes gibt es hier nicht, überhaupt kein Gefühl, ja, auch keine Trauer, neutrale Liebe gibt es und gleichgültige Freundschaft, das Fehlen von Gefühlen ist mit dir, wenn du hier herunterkommst. Wer zu viel fragt, wird hin-

ausgeworfen, wer sich aufspielt, mit dem reden sie nicht mehr, wer Geschäfte macht, den lassen sie nicht mehr zur Tür herein. Händler haben keinen Zutritt zur Hölle, es gibt keine Beziehungen, es gibt auch keine Angeberei, kein Geld, kein Aufschneiden, du kannst nicht geizig sein, denn hier hat keiner etwas, du kannst nicht einmal lügen, denn an diesem Ort gibt es keinen Unterschied zwischen Fantasie und Wirklichkeit.

Zuerst standen H. und ich ratlos auf der Straße, war das schon der Eingang? Die Tür ist schwer zu bemerken, zumindest kann man sie kaum von der Hauswand unterscheiden, beide sind gleich grell und weiß. Der Eingang ist in einer Nische, damit man ihn nicht sofort sieht. Ganz wie ihn die Schwulen in der Bar beschrieben haben, der Eingang ist so, wie ihn H. in seinem Lied dargestellt hat, so, wie ich ihn mir ausgemalt habe, ohne dass ich ihn je gesehen hätte. Wir treten ein.

drei

Die Nacht dauerte vom Abend des 7. Juli 2000 bis zum Nachmittag des 8. Juli, vier Uhr. Als wir ankamen, wussten wir das noch nicht. Wir wussten nichts, wir hatten keine Ahnung, was dort drin sein, was mit uns geschehen würde. Fast einen ganzen Tag verbrachten wir in der Bar, bis auf ein paar Stunden und Minuten. Im Folgenden werde ich die Notizen veröffentlichen, die ich am nächsten Tag (also am 9. Juli) machte. Ich weiß, das ist eine Art Selbstbetrug, denn von den Ereignissen aus gesehen ist jede aufgezeichnete Information nachträglich, und die verblasende Erinnerung wird eine größere Rolle spielen als das Geschehen selbst; trotzdem glaube ich, oder glaubte schon zu dem Zeitpunkt, als sich die Dinge ereigneten, dass ich keine andere Möglichkeit habe, als so früh wie möglich aufzuzeichnen, was pas-

siert. Ich denke, auf diese Weise komme ich dem Gesehenen näher; zumindest vergesse ich einige Details nicht so leicht, wenn ich Punkt für Punkt die Ereignisse und die Akteure dokumentiere.

Beginnen wir mit der Eingangstür, dort, wo wir vorhin angekommen sind: Eine riesige, dicke Metallplatte umgibt die Tür, es gibt keine Klinke, keine Aufschrift, das Ganze ist wie eine Garageneinfahrt für Autos und Maschinen, eigentlich eine Industrietür, die vor dem Leben auf der Straße, vor den Passanten verborgen ist. Wenn wir den Kopf nach rechts wenden, können wir auf einem kleinen Schild in Augenhöhe lesen: Privat Club. Das bedeutet [...], aber nein, das bedeutet nichts, denn die da unten haben sowieso nichts miteinander zu tun, sage ich lachend zu H. Das Schild ist nur Tarnung. Praktisch jeder kann hereinkommen. Der Weg hinaus wird viel schwieriger sein als hinein.

Ein Glatzkopf mit breiten Schultern lässt uns ein. H. hat dreimal mit der Faust gegen die Tür geschlagen, erst dann bemerken wir die Klingel. Auf das Klingeln reagiert der mit der Glatze endlich. Er ist Charon, der Fährmann. Als wäre es ihm ein bisschen peinlich, dass das Schicksal ihm diese Arbeit gegeben hat. Dabei gibt es keinen Grund. Die Klingel ist schließlich leicht zu bemerken, man muss nicht gegen die Tür hämmern. Mit dem Lärm stören wir nur die Ruhe, schaden der Musik und dem Zug um Zug verschwindenden Stoff, wir schlagen mit den Fäusten dorthin, wo sie sich gerade in das Jenseits begeben. Wir setzen über den Fluss.

Als wir eintreten, steht in Augenhöhe an der Wand, klar und deutlich, unübersehbar und unmissverständlich, ein zweites Schild: NO DRUGS. Wieder ist dieser Ort eine Parodie seiner selbst, sage ich zu H., aber er zuckt nur mit den Schultern, schüttelt mich ab, alleine, jeder für sich, setzen wir drinnen die Nacht fort, trennen uns.

Wir sind im Durchgang.

Man kommt nur geradeaus weiter, vorwärts.

Die Bar ist eine lange, schwarze, dunkle Röhre.

Zuerst kommen sie mir bedauerenswert vor. Zum ersten Mal kommen wir mir bedauerenswert vor. In Gedanken nicke ich den Köpfen um mich herum zu, schaue mich um und sehe lauter groteske Figuren, einer hat keine Zähne, manche sitzen im Smoking da, oder im kleinen Schwarzen, die Araber in Jogginghosen und mit gestreiften, grauen Shirts, ein Typ sieht aus wie ein Barkeeper, hier drin bin ich nicht einmal sicher, wer eine Frau ist und wer ein Mann. Das Bedauern hält nur so lange an, wie ich ihre Bewegungen von außen betrachte, als dann H. und auch ich uns unter sie mischen, die gleiche Luft spüren, mit ein paar Atemzügen selbst mittendrin sind, beginnt der Geist des Ortes auch uns zu beherrschen, ja wir werden sogar die Ereignisse mitgestalten. Die anderen kommen mir genauso bedauerenswert vor, wie wir ihnen; wir tauen auf.

Keiner tut mir leid, jeder, der hier ist, verdient es, hierher gekommen zu sein, auch wir. Jeder, der seine Nacht in so einer schmierigen Bar verbringt, ist gleich; jeder, der einsam ist, verdient es, denn er ist ein schlechter Mensch, etwas stört ihn in der Welt, aber er kann nicht darüber reden, es nicht mit anderen teilen, gut, dann soll er eben die Hölle haben Abend für Abend, soll sich in seinem Kopf quälen, ständig nach Innen schauen, wieder und wieder daran arbeiten, um sich am nächsten Tag noch einsamer zu fühlen. Wir kriegen das Gleiche ab wie jeder andere. Hier drin herrscht Gleichheit, Unterschiede gibt es nicht. Es gibt keine Anführer, wie es auch keine Untergebenen gibt, es gibt keinen Kult, wie auch Kultivierer hier nicht durchkommen. Genau diese Gleichheit ist das Aufregendste, am Ende aber ist genau diese Gleichheit das Mörderischste. Dieser Ort saugt dich in sich auf und lässt dich keinen Ausweg finden. Ja, später werde ich den Eingang nicht mehr finden, dabei ist er am Anfang der lan-

gen Röhre, doch wenn ich ihn zu suchen beginne, werde ich schon am Ende stehen, und plötzlich finde ich das Licht nicht, aus irgendeinem Grund möchte ich weg, aber ich komme nicht ungestraft raus, denn im nächsten Moment vergesse ich, dass ich weg wollte, und jetzt wundere ich mich darüber, dass mir das überhaupt einfällt, dass ich nicht vergessen habe, dass ich es vergessen habe. Ich wollte weg, aber es ging nicht mehr.

An Gründe erinnere ich mich kaum (ich nehme an, dass es gar keine gab). Ich bin gefangen im Labyrinth der Röhre. Jeder ist bedauerenswert, denke ich wieder, der Schwule, der Spanner, der Schauspieler, Schriftsteller, Fernsehstar, Transvestit, der Schwarze, Ausländer, Fremde, der Barkeeper und die Nutte, der alte Nazi, die Schlampe und die Lesbe, der Manager, der Informatiker, jeder, der sein Leben hier verbringt, oder zumindest einen bedeutenden Teil seines Lebens; jeder, der über vierzig ist, oder kurz davor, der nach Unmengen von Drogen und durchgemachten Nächten, von Misserfolgen in der Arbeit und in der Liebe hier landet, in einer Röhre.

Ich stehe da, halte mich fest, versuche ganz zu bleiben. Möchte die Dinge zusammenhalten, aber es wird immer schwerer. Manchmal kippt mein Kopf weg. Ich vergesse. Als ich hereinkam, dachte ich, dass ich nicht dazugehöre, und jetzt bin ich so sehr drin, dass ich mich nicht mehr erinnere, wann und wie genau ich hier hineingeraten bin. Vergangenheit und Gegenwart verwirren sich. Wer bist du?, frage ich. Jemand reagiert, wir reden ein paar Worte, doch mitten in meinem Satz wendet er sich ab, macht mit jemand anderem weiter, unterbricht, macht wieder weiter, egal mit wem. Mir fällt ein, wie egoistisch ich bin, dabei verkünde ich immer meine Selbstlosigkeit. Jeder ist mein Spiegelbild, aber ich halte mich für besser als sie, doch keiner ist schlechter als ich. Ich bin gekommen, um zu entspannen, abzuhängen, loszulassen, und ich will nicht, dass mit mir irgendetwas

geschieht, darum beende ich kein einziges Gespräch, mit niemandem.

Dann geschieht doch etwas.

Kaum zu glauben, aber in dieser langweiligen, leeren Drogenhöhle passierte gestern Nacht doch etwas. Dass nicht gerade ich morgens um fünf im Klo gestorben bin, ist eigentlich nur dem Zufall zu verdanken. Sicher, das ist egal, denn wenn ich gestorben wäre, würde jetzt jemand anderes dieses Protokoll schreiben, die Vorgänge dokumentieren, jemand anderes würde die Erinnerung an einen mageren, weißen Körper mit sich tragen, vor der Kloschüssel, morgens früh um fünf (den Zeitpunkt muss ich hier noch einmal notieren).

Mit hervorquellenden Augen, den Kopf gesenkt, beugte sich die Leiche in den Hohlraum der Toilette, sie saß vor der Kloschüssel, nein, kniete, saß nicht einmal, kniete, als wolle sie beten. Den Kopf der jungen Frau umarmte der Rand der Schüssel, als wolle sie ihr Sicherheit geben, sie beschützen, ein unschuldiges Frauengesicht vor dem Gestank der Kanalisation bewahren. Später stellte sich heraus, dass sie eigentlich kotzen wollte, bevor sie starb.

Sie wollte aus ihrer Haut, wollte immer anders sein, als sie war, na bitte, wird Uwe, der Barmann, sagen, als die Polizisten endlich gehen, er beginnt zu schluchzen, dass sie ständig auf vollen Touren lief, wurde ihr zum Verhängnis, sagt er, ein letztes Pissen im Klo! Uwe weiß nicht, was er redet, er liebte Csilla, er allein hat sie wirklich geliebt, sagt Olaf. Ob sie wohl in die Hölle oder in den Himmel gekommen ist? Mehrere wetten, in die Hölle, Uwe meint, in den Himmel, er ist sich ganz sicher, dass sie dorthin gegangen ist, vielleicht wird einmal ein Engel aus ihr. Denn auch auf Erden war Csilla schon ein kleiner Engel.

Inhalt

Trans 9

G wie stumme Grenze 37

B., B. und B. 63

Erbe 93

Was geschah, während wir schliefen? 125

Vertauschte Köpfe, Olimpia 157



Dieses Buch erscheint mit Unterstützung
der Hungarian Book Foundation

friktion 15

Erste Auflage 2009

© 2009 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

© 2006/2007 Noémi Kiss und Magvető-Verlag, Budapest
Titel der ungarischen Originalausgabe: *Trans*
Von der Autorin durchgesehene und autorisierte Übersetzung

Lektorat: Werner D. Stichnoth
Umschlaggestaltung und Illustration: Falk Nordmann, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

ISBN 978-3-88221-743-8

www.matthes-seitz-berlin.de